

JAVIER CÁCERES



TORE WIE GEMALT

INSEL



Javier Cáceres, geboren 1970 in Santiago de Chile, ist seit 2002 Journalist bei der *Süddeutschen Zeitung*, er war Korrespondent in Madrid und Brüssel. 2006 veröffentlichte er das Buch *Fútbol. Spaniens Leidenschaft*. Heute lebt er in Berlin.

JAVIER CÁCERES

TORE WIE GEMALT

INSEL

Ein Teil des Erlöses aus diesem Buch kommt
COMMON GOAL zugute

Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin, unter Verwendung
einer Zeichnung von Pelé

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Foto S. 293 Mitte: © Hannah Siegl

Druck: optimal media GmbH, Röbel/Müritz

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64444-6

www.insel-verlag.de

VORWORT

von Jorge Valdano

In gewisser Weise funktioniert dieses Spiel wie Schach. Auch dort können Königinnen und Läufer, Türme und Springer uns in ein vergessenes Mittelalter zurückversetzen, aber das Einzige, was am Ende zählt, ist der Tod des Königs, das Schachmatt. Und das Schachmatt wird im Fußball „Tor“ genannt.

Vladimir Dimitrijević
(Das Leben ist ein runder Ball)

Was ist ein Tor, wenn nicht ein Epilog? Alles andere ist Kontext. Was wir „spielen“ nennen, sind elf Typen, die eine Zeit lang versuchen, dem Spiel eine Wendung zu geben, um ein Tor zu schießen, und die restliche Zeit versuchen zu verhindern, dass der Gegner ein Tor schießt. Diese beiden Probleme, die wir auf dem Rasen lösen müssen, nennen wir Fußball. Der ganze Rest sind Abschweifungen, wenngleich ihnen gute Absichten innewohnen. Das Ablenken, das Täuschen, das Innehalten, um zu warten, bis sich ein Raum auftut, oder das Vergeuden von Zeit, um mit dem Nervenkostüm des Gegners zu spielen, die Hast, um die eigenen Fans zu entzünden – das ist alles nur Füllmasse. Ein Bewegen der Figuren, um ein Schachmatt vorzubereiten.

Wie gut die Idee von Javier, die Protagonisten den Weg zu einem bedeutsamen Tor zeichnen zu lassen. Also das Gegenteil dessen zu tun, was Enrico „Chueco“ García, einer der teuflischsten Linksfüßer des argentinischen Fußballs, einst tat: Es heißt, dass

er einmal vor einem Tor die halbe gegnerische Mannschaft ausgedribbelt hatte und danach exakt den gleichen Weg zurücklief – aber dabei die Füße über den Boden schleifen ließ. Auf die Frage, warum er das getan hatte, antwortete er, er habe die Spuren verwischen wollen. Ich bin mir sicher: Wäre „el Chueco“ auf Javier gestoßen, hätte er gewiss trotzdem eingewilligt, das Tor, das er mit dem Fuß gezeichnet hatte, mit der Hand zu malen.

Einmal wurde ein 12-jähriger kolumbianischer Junge gefragt, was er denke, wenn er ein Tor schieße, und seine Antwort lautete: „Mein Kopf ist einzig mit Freude ausgefüllt.“ Wenn die Freude überschwappt, bringt sie uns dazu, irgendwohin zu laufen, und zwar nicht weil wir es eilig hätten. Sondern weil dies der seltsame Weg ist, um der Freude Ausdruck zu verleihen. Eine Variante ist, von einem Berg an Spielern der eigenen Mannschaft erdrückt zu werden, die wie von Sinnen schreien, doch derjenige, der unten liegt, ist nicht derjenige, der am meisten leidet, sondern der glücklichste von allen. Das Tor verwandelt uns zurück in Kinder. Wie sonst wären die erwachsenen Männer zu erklären, die auf den Stadionzaun klettern, die Arme ausbreiten und ein kleines Flugzeug imitieren oder anfangen, mit der Eckfahne zu tanzen. Alles Beweise dafür, dass es keinen besseren Wahnsinn gibt. Es gibt auch keine stärkere Nahrung fürs Ego: Es ist gut, dass ein Tor der Mannschaft dient, aber was für eine Ehre, dass ich es war. Ich, ich, ich, Tor, Tor, Tor.

Es gibt Tore, die nicht nur im Kopf des Spielers, sondern auch im Kopf der Fans bleiben. Während der Fußballweltmeisterschaft 1990 saß ich eines Morgens in einer Mailänder Bar, las Zeitung und trank einen Kaffee. Plötzlich riss mich ein unbändiger Schrei aus der Ruhe. Ich blickte in Richtung des Lärms, und es war ein Mann, der verzweifelt „Tor“ schrie. Ich schaute auf, und im Fernsehen wurde das Tor von Ghiggia bei der Fußballweltmeister-

schaft 1950 wiederholt. Ein Tor, das vor 40 Jahren gefallen war! Der Mann, des Schreckens bewusst, den er uns eingejagt hatte, bat um Entschuldigung und erklärte, dass er Uruguayer sei und deshalb das Tor immer herausschreie, egal wo er gerade sei. Da ich davon ausging, dass er nie damit aufhören würde, schlug ich ihm vor, dass er beim nächsten Mal Bescheid geben sollte.

Es gibt Tore, die gemacht werden, und es gibt Tore, die zerlegt werden. In Argentinien gibt es die berühmte Geschichte von Ramón Centurión, einem Stürmer, der in den achtziger Jahren zu Boca Juniors wechselte und dort oft brillierte, ehe er plötzlich das Ziel zu verfehlen begann. Er durchlebte eine schreckliche Phase, einmal verschoss er sogar in drei aufeinanderfolgenden Spielen drei Elfmeter. Die Fans wollten ihn umbringen: wenn er schoss, weil er schoss; wenn er passte, weil er passte; wenn er dribbelte, weil er dribbelte. Er war derart in Ungnade gefallen, dass man ihm im Grunde vorwarf, Fußball zu spielen. Doch dann begab es sich, dass in der letzten Minute eines unverdaulichen 0:0-Unentschiedens ein Ball vor ihm aufsprang und er einen Haken schlug, um ihn vor sein gutes Bein zu legen und in den Winkel zu schießen. Mit dem Gefühl der Macht, das nur Tore geben können, sprang er über die Werbetafeln hinweg und fasste sich vor den Augen der lautesten und aggressivsten Fans Argentiniens an die Genitalien. Es befällt mich Traurigkeit, das Ende der Geschichte aufzuschreiben. Denn als sich Centurión umdrehte, um sich mit den Mannschaftskameraden zu umarmen, blickte er nur in mitleidige Gesichter. Der Schiedsrichter hatte das Tor wegen Abseits nicht anerkannt. Centurión musste das Stadion in einem Polizeiwagen verlassen – und trug nie wieder das Trikot von Boca. Es ist nur nachvollziehbar, aber schade, dass er nicht in der Stimmung sein dürfte, dieses Tor aufzumalen.

Tore müssen überprüft werden. Aber nicht im Stil des VAR, der neben vielen Nachteilen einen unverzeihlichen hat: den heiligen

Torschrei zu verschieben, zu unterbrechen oder gar zu ersticken. Allein aus diesem Grund hat der VAR es nicht verdient zu existieren.

Wir wissen, dass Fußball ein demokratisches Spiel ist, das großen Spielern wie Haaland, kleinen wie Messi, dünnen wie Cruyff, halbdicken wie Puskás oder halblahmen wie Garrincha Zutritt gewährt. Er unterscheidet nur zwischen den Talentierten und den Untalentierten. Aber es gibt einen weiteren demokratisierenden Prozess, der sich im Tor zeigt, der egalitärsten Aktion, die es gibt. In der Freude über das Tor gibt es keine sozialen Klassen, keine Rassen oder Geschlechter. Auch wenn wir im Alltag lästige Beweise dafür finden, dass wir uns zu unterscheiden scheinen, so sind wir einander auf verblüffende Weise gleich, und es gibt keinen größeren Beweis dafür als die Explosion der Sinne, die man Tor nennt.

Ich habe vor langer Zeit einen Artikel gelesen, der aus der Feder des uruguayischen Journalisten Diego Lucero stammte, wenn ich mich recht erinnere. Er erzählt darin eine Geschichte, die ich für glaubwürdig halte: Ein taubstummer Spieler hatte in letzter Minute ein Tor geschossen und war auf die Tribüne geklettert, um seine Mutter zu umarmen. Und man hörte ihn deutlich sagen: „Mama, Tor.“ Wie sollte man das nicht glauben? Das Tor ist pures Adrenalin, es verleiht Macht, Emotion, Erleichterung, ein Gefühl der Vollendung und des befriedigten Egos, der Tapferkeit, der Großzügigkeit – und natürlich auch das Gefühl, „Mama, Tor“ zu sagen und dabei zu vergessen, dass man taub ist und stumm. Ich erinnere mich an Tore aus belanglosen Spielen, an Tore auf dem Schulhof, an Tore mit Stadtteilmannschaften, an Profitore, die nur eine gewisse Zeit überdauern, und an mein Tor schließlich, das Tor im Finale von Mexiko 86. Bei allen habe ich etwas Ähnliches gespürt: eine Elektrizität, die Geist und Körper in den

Sekunden, die uns einzigartig machen, zum Orgasmus bringen. Das Tor ist die Herrlichkeit selbst, Punkt. In Javiers Buch sind sie gemalt, damit sie nicht nur in der Erinnerung bleiben, sondern auch auf dem Papier, auf immer und ewig.

FRANZ BECKENBAUER

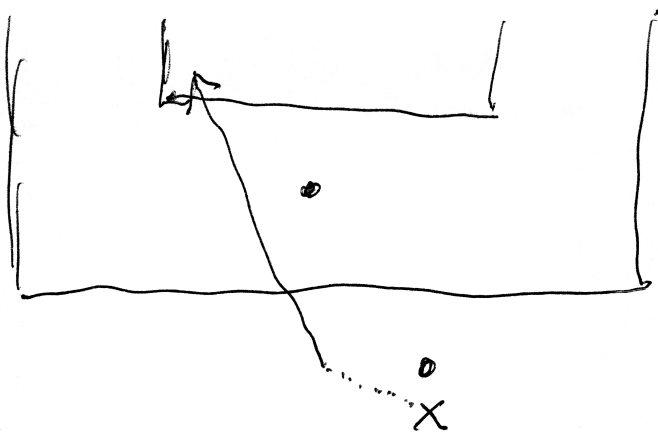
„ Ich hatte bei der Weltmeisterschaft 1966 schon ein paar Tore geschossen. Zwei gegen die Schweiz, eines gegen Uruguay. Aber gegen die damalige UdSSR ist mir bei unserem 2:1-Sieg der Treffer zum 2:0 gelungen, an den ich besonders gern zurückdenke. Nicht nur, weil es ein schönes Tor war – ein Fernschuss mit links –, sondern, weil es mich in vielerlei Hinsicht stolz machte. Wir zogen ins Finale von Wembley ein. Und ich traf gegen einen Mann, der damals schon eine lebende Legende war: Lew Jaschin!“

WM 1966

Halbfinale, 25.7.1966

Goodison Park, Liverpool, England

Deutschland – UdSSR 2:1



Ca Culverden

ZICO

„Besonders stolz bin ich auf das 2:0 gegen Cobreloa, als wir mit Flamengo die erste und lange Zeit einzige Copa Libertadores gewonnen haben. Ich hatte schon das erste Tor geschossen, und dann habe ich einen Freistoß direkt verwandelt. Mit dem Innenspann. Ich sehe noch vor mir, wie der Torwart [Óscar Wirth] sich fragte: Und wo ist jetzt der Ball? Doch da lag der schon im Netz.“

Copa Libertadores 1981

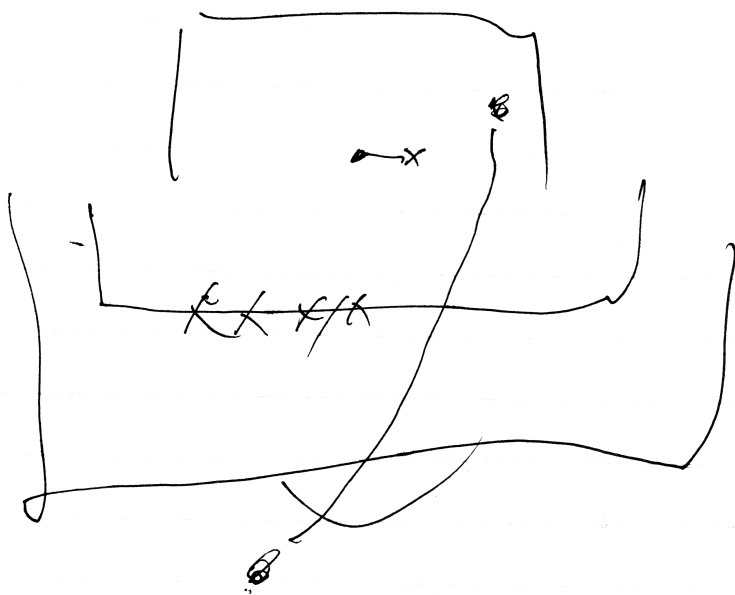
Finale, 23.11.1981

Estadio Centenario, Montevideo, Uruguay

Flamengo Rio de Janeiro – Cobreloa (Chile) 2:0

(Hinspiel 2:1, Rückspiel 0:1)

2. pol. 2x0



JOSEP GUARDIOLA

„ Ich habe nicht sehr viele Tore erzielt. Aber die allermeisten waren wirklich schön. Das spektakulärste von allen war gewiss jenes Freistoßtor, das ich 1996 bei Deportivo La Coruna geschossen habe, kurz nach der Entlassung von Johan Cruyff als Trainer bei FC Barcelona. Es war ein Freistoßtor, aus einer gigantischen Entfernung, unter die Querlatte. Ich war übrigens ein sehr guter Freistoßschütze. Es ist nur so gewesen, dass ich beim FC Barcelona selten Gelegenheit hatte, Freistöße zu schießen, weil Ronald Koeman sich immer als Erster und Hristo Stoitschkov als Zweiter den Ball schnappte ...

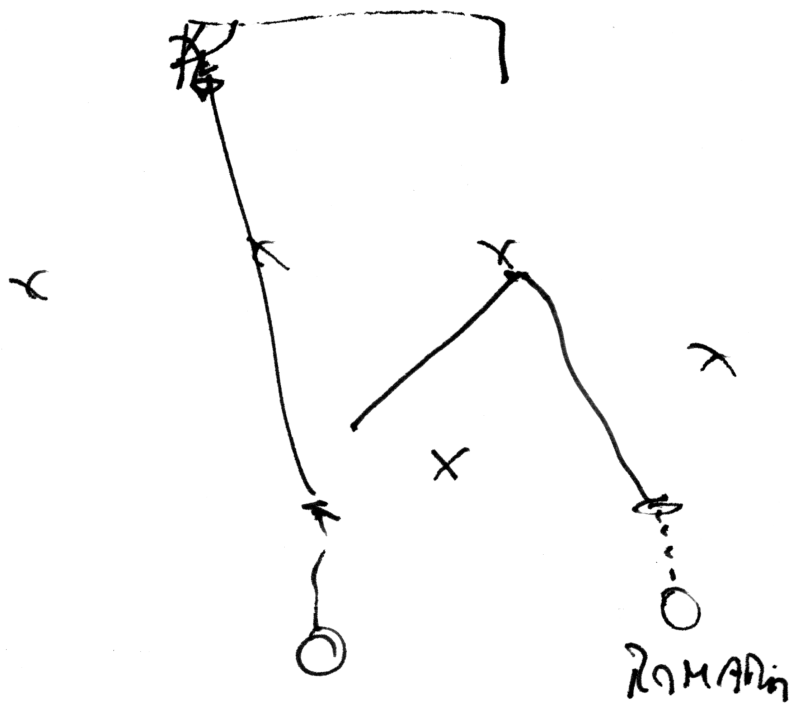
Das Tor, das für mich die größte Bedeutung hat, ist mein erstes Tor mit der ersten Mannschaft des FC Barcelona. Gegen Atlético Madrid, in der spanischen Liga, im Camp Nou, wo ich einst Balljunge gewesen war. Und es war alles andere als einfach. Romário war über rechts gekommen, und sein Fernschuss wurde am Strafraum geblockt, so dass der Ball vor meine Füße rollte. Ich weiß noch, dass der Ball einen umgekehrten Drall bekommen hatte und dass ich nur daran dachte, den Körper richtig zu halten, um den Ball gut und mit der richtigen Härte zu treffen. Zumal es ja auch noch mit links war. Ich verstehe im Grunde erst jetzt, seit ich

Primera División 1994/95

6. Spieltag, 8.10.1994

Camp Nou, Barcelona, Spanien

FC Barcelona – Atlético Madrid 4:3



PAP

Cyber

10/10

Golf spiele, was ich da gemacht habe: Ich habe versucht, mit meinem Bein eine fließende Bewegung zu machen und diese Bewegung bis zum Ende durchzuziehen. Wie beim Swing. Als der Ball dann im Knick landete, konnte ich es selbst kaum glauben. Ich wollte den Ball ja erst mal nur aufs Tor bekommen! Ich habe die Hände vors Gesicht gehalten, weil ich dachte: ‚Ah bueno ... Was hast du da nur angerichtet?!‘ Aber wissen Sie, was ich wirklich faszinierend finde: dass ich diese Szene so klar vor Augen habe. So klar, dass ich jede Geste genauso wiederholen würde, wenn sich die Szene jetzt, in diesem Augenblick, nochmal so zutragen würde. Ich bin mir sicher, dass ich imstande wäre, den Schuss genauso auszuführen – und den Ball wieder in den Winkel zu jagen.“

NACHWORT



Tore sind manchmal Zufallsprodukte, und dieses Buch ist es in gewisser Hinsicht auch. Es war nie geplant, sondern – um im Jargon der Welt der Strafräume zu bleiben – ein Abstauber.

Ich war im Oktober 2005 nach Santiago de Chile gereist, um für eine Buchreihe der *Süddeutschen Zeitung* zur Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaften zu recherchieren, die Ludger Schulze, der Ressortleiter der Sportredaktion und mein Redaktionskollege Josef Kelnberger konzipiert hatten und zur WM 2006 herausbringen wollten. Ich sollte nach Chile reisen, weil es kaum eine WM gab, die aus europäischer Perspektive so undokumentiert war wie die WM 1962. Die WM, die im „langen Land“ stattgefunden hatte, in meinem Geburtsland.

Eines meiner Interviews führte mich in ein Lokal namens Munich, das es heute noch gibt und das als ein Ort gilt, in dem man Fußball atmet. Ich hatte mich dort mit Leonel Sánchez verabredet, der einer der chilenischen Helden der WM 1962 gewesen war.

Im Munich hatte er einen eigenen Krug, aus dem er seine „Shops“ trank, wie das Fassbier in Chiles Kneipen heißt.

Leonel war Stürmer des „Blauen Balletts“ der Universidad de Chile gewesen, und er blieb international vor allem deshalb in Erinnerung, weil er in der „Schlacht von Santiago“ zwischen Chile und Italien – dem vielleicht gewalttätigsten Spiel der WM-Geschichte – den italienischen Verteidiger Mario David mit einem Faustschlag ausgeknockt hatte.

Über den Hieb entbrannte am Tisch eine Debatte. Er habe David eine Rechte verpasst, behauptete Sánchez. „Quatsch. Es war die Linke“, erklärte Luis Urrutia O’Neill, der chilenische Kollege, der das Treffen organisiert hatte. Luis, den alle schon zu Studenienzeiten „Chomsky“ genannt hatten, weil er schlohweiße Haare hatte und einen gleichfalls weißen Philosophenbart trug, brachte ein unschlagbares Argument vor: „Mit rechts warst du unfähig, auch nur irgendetwas anzustellen – weder mit der Hand noch mit dem Fuß.“ Die Schwarz-Weiß-Bilder jener Partie zeigen: Chomsky lag richtig.

In Chile erinnert man sich an Sánchez nicht nur wegen des Fausthiebs, sondern wegen einer Heldentat: seines Tors in Arica gegen die UdSSR.

Gegen die UdSSR, das hieß damals: gegen Lew Jaschin, den legendären sowjetischen Torwart, der die „Schwarze Spinne“ genannt wurde und bis heute der einzige Keeper geblieben ist, der jemals den Ballon d’Or bekommen hat, die Trophäe für den besten Spieler Europas und damit der Welt. Womit wir bei diesem Buch wären.

Der Abend war fortgeschritten und diverse „Shops“ waren getrunken, als Sánchez von diesem Tor erzählte. Er erklärte und erklärte in immer neuen Worten, wie er es geschossen hatte. Aber ich schaffte es nicht, mir ein Bild von dem Treffer zu machen. Und so bat ich Leonel, mir das Tor in meinem Notizbuch so auf-

zuzeichnen, wie er es in Erinnerung hatte. Er zeichnete es. Und als der Abend vorüber war, hielt ich nicht nur den Embryo dieser Sammlung in den Händen. Ich war, ohne es zu wissen, zum Torjäger geworden.

Wobei ich Tore nur selten explizit gejagt habe. Es begab sich vielmehr, dass ich in den nahezu 20 Jahren, die seit jenem Abend im Munich vergangen sind, eine Reihe von Fußballern getroffen habe, die im Laufe ihrer Karrieren wichtige, schöne, spektakuläre, in jedem Fall: erinnerungswürdige Tore erzielt hatten. Und gern davon erzählten und sie freigiebig in das Notizbuch malten, das ich schon bald auf jeder Reise dabei hatte. Ein kleines, schwarzes Moleskine-Notizbuch, in das immer neue Erinnerungen von Ikonen des Fußballs flossen und das sich zu füllen begann.

Zum Jäger wurde ich im Grunde erst, als die Sammlung schon einen beachtlichen Umfang angenommen hatte. Da lauerte ich einigen Spielern nachgerade auf. Gerd Müller zum Beispiel, der am Rande eines Champions-League-Spiels in der Lobby des Hotel Palace in Madrid an mir vorbeilief. Müller war damals Teil der Delegation des FC Bayern. Dass sein WM-Finaltor von 1974 sein wichtigstes Tor gewesen war, das sagte er, wie er Tore schoss: kurz, trocken, ohne Umschweife. Dann spielte sich ein kleines Drama ab: Der Kugelschreiber, den ich Müller gereicht hatte, versagte, kaum dass er die Mittellinie aufgemalt hatte. Ich fand einen zweiten Kugelschreiber, und er setzte ein zweites Mal zur Zeichnung an – so wie er 1974 ein zweites Mal zum Schuss ansetzen musste, weil ihm der Ball nach der Hereingabe von Rainer Bonhof im Strafraum versprungen war. Müller, so lernte ich, ließ niemals Tore liegen. Er insistierte, bis der Ball im Tor lag.

Mir half diese Lektion im Fall von Günter Netzer. Ich hatte ihn bei der WM 2010 in Südafrika getroffen, zusammen mit Diego Torres von der spanischen Tageszeitung *El País*. Ich hatte das Gespräch vermittelt und ließ mein Band mitlaufen, während Diego

Netzer interviewte. Als Diego fertig war, fragte ich Netzer nach seinem Tor.

Netzer murrte.

Aber: Er malte.

Welches Tor Netzer aufgemalt hatte, das hatte sich mir ins Gedächtnis gebrannt: das Tor aus dem DFB-Pokalfinale von 1973 gegen den 1. FC Köln. Als ich jetzt, gut dreizehn Jahre später, Netzers Torschilderung für dieses Buch niederschreiben wollte, konnten weder Diego noch ich die Bänder mit dem Gespräch finden.

Ich wandte mich an Winnie Schäfer, von dem ich wusste, dass er häufig mit seinem früheren Mannschaftskameraden Netzer telefonierte, und erklärte ihm das Problem.

„Ich weiß, wat der Jünter sagen wird: dass er nie jemalt hat“, sagte Schäfer lachend. Doch er versprach, mir zu helfen.

Er tat es auch. Winnie Schäfer rief Netzer an und mich danach zurück und schilderte mir, dass es genauso gekommen war, wie er es vermutet hatte.

„Der Jünter“, berichtete Schäfer, habe gesagt, dass er in seinem Leben „nie etwas jezeichnet“ habe. Schon gar kein Tor.

Vorsichtshalber hatte ich Schäfer vorab aber mit einer Fotografie von Netzers Werk versorgt – mit der Bitte, es diesem zukommen zu lassen. Als Netzer das Bild sah, das Winnie ihm aufs Handy geschickt hatte, willigte er ein, mit mir zu reden. Ich rief ihn umgehend an.

Der Gruß geriet flüchtig.

„Also, ich habe in meinem Leben nicht viel gewusst!“, rief Netzer sogleich ins Telefon, in einem Ton, der einschüchternd klang, „aber ich habe immer gewusst, was ich kann, und ich habe immer gewusst, was ich nicht kann. Und wenn ich etwas immer gewusst habe, dann dies: dass ich nicht zeichnen kann“, sagte er und legte eine Kunstpause ein – bis klar war, dass der empörte Unterton bloß gespielt war. „Ich kann nur meinen Hut vor Ihnen ziehen!“,

rief Netzer. Dann erzählte er mir die Geschichte seines Tores gegen Köln in allen Details.

Bei Franz Beckenbauer war es auf andere Weise schwierig gewesen. Er hatte mir 2010 bei der WM in Südafrika „sein“ Tor geschildert, aber am Ende „bloß“ ein Autogramm ins Büchlein geschrieben, mit einer entwaffnenden Entgegnung, als er meine Bitte nach einer Skizze ablehnte: „Mal’s selbst.“

Jahre später begegneten wir uns wieder, diesmal in größerer Ruhe, im Fernsehstudio von Sky oder genauer: Backstage. Und es half mir ein Foto, das meinen Vater mit Beckenbauer bei der Weltmeisterschaft 1982 im spanischen Gijón zeigte, im Estadio El Molinón. Mein Vater, Gonzalo Cáceres, war damals als Reporter für die damals noch junge Zeitung *Sport* aus Barcelona dabei, der „Kaiser“ als Kolumnist der Zeitung *Bild*. „An diesen Herrn kann ich mich noch gut erinnern“, sagte Beckenbauer lächelnd und hatte seine Hemmungen überwunden. Beckenbauer zeichnete. „Tor!“, schrie ich innerlich.

Mich hat, im Falle Beckenbauer und bei anderen, immer wieder neu fasziniert, welche Assoziationen ein Tor bei seinen Protagonisten wecken kann. Aber auch, wie genau Erinnerungen sein können.

„Goles son amores“, lautet ein geflügeltes Wort im Spanischen, was im Deutschen in etwa bedeutet, dass Tore wie Liebschaften sind. Und es sind Liebschaften. Es gibt Fußballer, die besonders viele oder besonders wenige hatten, besonders schöne und hässliche, besonders wilde, störrische, stille, überraschende, überwältigende Tore. Und besonders wichtige Tore.

Mir ist kaum jemand begegnet, der Tore vergessen hätte. Umgekehrt ergab es sich eigentlich immer, dass es „ein“ Tor gab – oder „das“ Tor –, an das sich Gesprächspartner besonders erinnerten. Weil es eine Karriere definiert hatte oder einen Moment nicht zu perfektionierender Herrlichkeit. „Der Weg zu einem Tor ist eine

Form der Erkenntnis; eine Art, uns selbst und die anderen anzuschauen“, schrieb einst der argentinische Schriftsteller Osvaldo Soriano. Und das erklärt, wie vielfältig die Wege zu einem Tor doch sein können.

„Jedes Tor hat eine Geschichte“, sagte mir einmal der frühere argentinische Weltmeister Jorge Valdano und brachte damit auf den Punkt, was ich im Laufe der Jahre zwar gelernt zu haben glaubte, aber nie in vergleichbarer Prägnanz hätte formulieren können. Dieses Buch kreist genau um dies: um Tore und ihre Geschichten, um seltene Augenblicke makellosen Glücks. Das Leben stürzt uns in viele Taten und Erlebnisse, die Reue und Schuldgefühle hervorrufen können. Es müssen nicht einmal Untaten sein. Sogar zu viel lieben können wir.

Aber es wird sich wohl nie jemand finden lassen, der es bereuen könnte, ein Tor geschossen zu haben.

Javier Cáceres
Frühjahr 2024